

(Nachdruck verboten.)

11) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Die Missionswoche von Gutenberg und die Not des Simon.

Der Gutenburger Philosoph, was der Seppetoni, ein halbverhungertes Schneider, war, sagte im Schlüssel just am Tage, als ihn sein getreues Eheweib mit dem zwölften Kinde beschenkt hatte: „Ein Stall voll Kinder ist das ärgste und schlimmste Fehljahr.“

Der Seppetoni hatte nicht mehr an Bildung genossen als die Gutenburger Dorfschule. Und das auch nur bis zu seinem neunten Jahr vom siebenten weg. Zudem war er die ganze Zeit über in der ersten Klasse sitzen geblieben. Darum verziehen ihm seine Mitbürger die ihm eigentümliche Phantasie seiner Sprache.

Von denen, welche des Toni weissen Spruch vernahmen, nickte mancher sehr bedächtig und wußte sein Teil dazu.

Auch der Waldhüter, der Simon, hatte diese Weltnotlösung vernommen. Er saß stille vor seinem Schöpplein und grübelte und dachte in sich hinein.

Der Seppetoni, der heute in einer Stimmung war, die nach Ergründen aller Dinge ausging, meinte in Betrachtung des Simon: „Der Wein des Schlüsselwirtes, den die Familienväter und sonstigen armen Teufel zum Trinken bekommen, schaut so dünn und abgestanden aus im Glase, daß jeder Augenblick des Abwartens vor dem Trinken dem Wein und dem armen Sünder, welcher den Wein trinken muß nur gut tut.“

Das schien nicht so unrecht zu sein. Denn der alte Schlüsselwirt sagte voller bejahender Einsicht des eben Ausgesprochenen: „Für die paar elenden Groschen kann man auch nicht ein Weinlein geben, das einem selber einen Taler kostet.“ Darauf nickten wieder alle die Gäste im Schlüssel. Diese wichtige Frage war nun aus und erledigt zum Wohl und Wehe der Weintrinker von Gutenberg am Rheine und des Schlüsselwirtes.

Der Simon hingegen trank sein wässriges, trübliches Tränklein hinunter. Er war immer noch so tief in Gedanken versunken, daß er rein nicht spürte, wie ihn der Wein im Halse kratzte.

Der alte Schlüsselwirt, der aber zufah und dies noch mit seinen Augen, mit seinen eigenen Augen sogar, konnte gar nicht begreifen, daß ein solches schmerzloses Austrinken seines Weines, der im Keller gewachsen war und neben Fässern mit gutem edlen vorbeigetragten werden mußte, möglich war. Da der Schlüsselwirt aber ein guter tüchtiger Wirt und das Ereignis wirklich geschehen war, nahm er sich vor, das nächste Faß vom „Armenwein“, wie er den billigen im geheimen nannte, noch bedeutend schlechter „wachsen“ zu lassen. Aber zu seinem Leidwesen mußte er vom Aposcheker Fethhaus, der jedesmal für den Armenwein Sonne und Nebelberg war, hören, daß man den Wein unmöglich noch liederlicher machen könne. Wurden doch bisher schon die lausigsten Chemikalien dafür verwendet. Dies betrübe den alten Schlüsselwirt derart, daß er sich beinahe hinterfann, eine Möglichkeit zu erratern. Und als er einfach nichts und immer nichts fand, ging er hin und versuchte es ganz im Kleinen mit einem „Zusatz“, wie er sagte. Aber kaum hatte er die erste Probe gekostet, bekam er Leibweh und tags darauf war er eine schöne Leiche und der Erhard für die nächste Zeit Alleinherrscher im Schlüssel von Gutenberg am Rheine.

Der Simon aber ging mit bedrückter Miene weg vom Schlüssel, die Nisi hinunter seinem Hof zu. Langsam ging er voran, und in ihm wogte Bitternis und Weh. Er hätte weinen können. Ab und zu blieb er stehen, er sann und sann, aber mit einer hoffnungslosen Geste warf er sozuwagen den neuen Gedanken weit von sich. Und hastiger schritt er dann voran. Und wieder kam das alte Spiel seines Sinnes.

Und so verharrete er einmal länger denn vorher und horchte seinen Gedanken aus und gab wohl acht, vielleicht könnte er doch noch helfen.

Und als er gut hingehört hatte, zog er aus seiner Tasche einen Zettel bedruckten und beschriebenen Papiers. Darauf war zu lesen, teilweise schön, wie gestochen, geschrieben, teilweise zur Bequemlichkeit auch gedruckt, daß der Waldhüter Simon Hausensack der Witwe des verstorbenen Doktors für jahrelanges Bemühen einhundertunddreißig Mark zu zahlen habe. Der Zettel hatte aber als Böses an sich, daß er nicht von der Witwe, sondern vom Amtsgericht abgesandt worden war als Vetreibung, und was das war, wußte der Simon.

Aber wo er in den paar Tagen das Geld hätte hernehmen sollen, das wußte er nicht. Doch wußte er wieder, daß gerade darum das Amtsgericht Mittel und Wege suchen und daß sein Säuslein einfach ausgeräumt würde, ausgenommen die Kinder. Und er wußte, daß im gleichen Augenblick wie die Not auch die Dienstentlassung käme und er wie die Kinder nichts zu beißen und zu brechen hätte.

Das drückte den Simon so. Und wenn dann der Gedanke kam und ihm sagte: „Hilf dir doch, der Wald ist ja dein und du bist sein Hüter, sein kein Narr, Simon!“ immer, wenn dieser Gedanke kam, dann wollte der Simon trotz seiner Not nichts davon wissen. Und als der Gedanke zum letzten Male kam und ihm drohte und sagte, wenn er nicht wolle, dann könne er wie ein Hund verrecken, da sagte der Simon, er wolle noch zuwarten. Und dann dachte er daran, daß vom Samstag an die vier Patres vom heiligen Kreuzkloster von Tubelbach nach Gutenberg kämen und die Missionswoche abhielten. Vielleicht machten diese Patres der Menschen Herz weich und milde und alles käme noch zum Guten. So hoffte der Simon. Der Gedanke aber lachte da höhnisch auf, als er das kindische Geschwätz des Simon hörte. Und so wurde der Simon wieder niedergedrückt und hoffnungslos.

Als er nach Hause kam, kochte die Liesie die Abendsuppe, einen Kartoffelbrei mit Brot und genügend Salz und Wasser und gedachtem Fleisch. Das war alles, aber es stopfte die Löcher zu, und dicke Baden machte diese Suppe auch.

Und wie der Simon seine Kinderlein essen sah, wurde ihm wieder weh und bang im Herzen, und er sagte zu dem Gedanken, der ihm Hilfe versprach, daß er eher den ganzen Wald abbaue, als die Kinder notleiden sehen könne.

So lief die Vetreibung von Tag zu Tag weiter und das Dach wurde unsicherer über dem Haupte des Simon. Aber auch die Missionswoche kam.

Am Samstag waren die Patres eingezogen. Der Bürgermeister mit dem Gemeinderat und die geistlichen Herren vom Ort, der Pfarrer mit dem Kaplan, hatten am Bahnhof die Missionspatres abgeholt. Und die Kirchenglocken läuteten und alle Leute beteten und leierten an den Rosenkränzen herum vor Freude.

Ganz Gutenberg war in Aufregung und Bewegung. In alle Herzen schien ein Funken vom heiligen Geist gekommen zu sein, denn übervoll wie nie war die Kirche am ersten Abend der Missionspredigten. Und alle beteten und knieten, und Frauen weinten, und Männer, die sonst spotteten, waren stille und harrten der Dinge. Vielleicht war auch einige Neugierde in allen.

Auf jeden Fall begegnete der Altenberger Bürgermeister, als er in seinem Chaischen nach Gutenberg fuhr, dem Findling vom Simon.

Der Findling war gerade im Städtchen gewesen und hatte Del und Salz geholt. Der Bürgermeister von Altenberg hielt sein Gefährt an und fragte, den Findling vertraulich anschauend und lächelnd:

„Na, Racker, sind die Patres jetzt zu Euch gekommen? Ge?“

Da sagte der Findling eifrig in Erinnerung seines Erlebnisses, denn er hatte die Schule geschwänzt, um die Herkunft der Patres nicht zu verpassen:

„Ja, ja, Herr Bürgermeister, die sind gekommen, der eine, der Kleine, hat bei Gott einen dideren Bauch als unjer Stadtpfarrer.“

Da lachte der Altenberger vor sich hin. Dann fragte er:

„Hast Du's denn gesehen?“

„Eiher.“

„Du hast doch Schule gehabt um die Zeit? Oder hast Du frei bekommen?“
 Der Findling wurde ein wenig rot und verlegen. Aber er faßte sich rasch und sagte:
 „Ich hatte frei.“
 „Du allein?“
 „Ja.“
 „Hast Du geschwänzt?“
 Der Junge schaute zu Boden, dann aber sagte er ehrlich: „Ja.“

„Das tust Du nicht mehr, gelt?“
 Der Findling versprach dies.
 Große Worte verloren die Patres der Mission an die Gutenburger. Auch bitterböse brannten sie los auf die Sünder. Und grollend verlangten sie Unterwerfung und Zerknirschung vor der Kirche Gottes.

Und viele der Bauern sind da hingefunken in Zerknirschung und haben sich um ihrer Sünden willen verflucht. Und manche Frau mußte in ihrem Weh und in ihrer Reue schreien und sich hinwerfen vor dem Altar und flehen um Gnade und Vergebung. Und mancher schlug an seine Brust und gelobte Gutes zu tun in Zukunft.

Aber auch mancher saß und horchte nur halb und auch nur auf das, was er wissen wollte und was ihm gefiel. Und mancher dachte sich sein Teil und sagte „Ja“, um auch in Zukunft „Rein“ zu tun, weil er besser bestand dabei.

Und über all diesen Menschen stand der Priester. Dräuend und wie ein hartes Strafgericht grollte sein Wort, und das Brandmal der Sünde drückte er den Menschen auf das Angesicht.

Und über all den Hingeworfenen stand der Priester, sich wöhnend an Gottes Statt, und versprach den Niedergedrückten Vergebung und Sühne und ewiges Leben.

Und der Priester, der da über all den Elenden stand und der mit der Macht des Wortes die Sünder und wie sie sind, die da Mensch heißen, ängstigte, dieser Priester, der das Wort Gottes im Munde führte und der da sagte:

„Wahrlich, ich vergebe Euch eure Sünden,“ dieser Mensch war gleich den Elenden, die da sind wie alle, die Mensch heißen, dieser Priester war auch nur ein Mensch gleich allen, die vor ihm zerknirscht oder voller Komödie lagen. Dieser Priester aß und trank und seinen Körper durchluteten und durchpehten die Gelüste und Regungen des Menschen, der da ist ein Gebilde Gottes zu dessen Ehre und hinwegst als ein Nichts, das nie mehr als ein Nichts war und das Anfang und Ende hat, aber dem besser wäre, nie gewesen zu sein.

Als die Mission vier Tage ihr Feuer des Glaubens in die Gutenburger ausgegossen hatte, da faßte Simon die Hoffnung und den Mut, an Türen zu pochen und um ein wenig Mitgefühl zu bitten. Er wollte sagen: „Christus hat für dich und mich sein Leben gegeben, ich gebe mein Leben für meine Kinder, aber heute kam das Böse, und da du mir helfen kannst, hilf mir!“ So wollte er reden.

Aber als die erste Tür sich wieder hinter ihm geschlossen hatte und er draußen auf der Straße stand, da konnte er kaum fassen, was die Antwort war. Und doch war diese Antwort so einfach gewesen, daß Simon auflachen mußte, als er sie zur Genüge begriff. Der Mann hatte zu ihm gesagt: Protest gegen alle ungerechten ministeriellen und verwaltungs- „Du bist ja verrückt, Simon!“ Und hatte ihn zur Tür hinausgeschoben und von innen geschlossen, zweimal herum mit dem Schlüssel und den Riegel noch vorgestoßen.

Und als er zum zweiten Male an die Tür pochte, da hieß es: „Ich kann nicht.“

Und zum dritten Male: „Ich kann nicht.“ Und wieder und wieder.

Und einer war ehlich, denn es war ja die heilige Missionswoche, und darum wollte er keine Sünde auf sich laden mit Lügen. Darum sagte dieser Mann: „Ich will nicht.“

Und der Schlüsselwirt dachte sich an jenem Abend, der Simon wollte zu den Händelsüchtigen übergehen, auch trank er scharf. Die Bitternis wollte er hinterherpülen.

Diweil er so saß und fluchte, kam die alte Judenweib, das hebräische Höckerweib, schmutzig und mit tropfender Nase und geiferndem, dünnlippigem Munde.

Käse für einen halben Groschen und Brot für den anderen halben wollte sie. Sein säuberlich wickelte das alte Weib das kleine Stücklein Käse ein, brach sich vom Brote einiges und schlang daran in gierigen Bissen.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen- und Kinderkleider.



Fig. 1.

Wintermantel aus doppelseitigem Tuch. (Fig. 1.) Material (bei 135 Zentimeter Länge): 2,80 Meter, 1,10 bis 1,20 Zentimeter breiten doppelseitigen Tuches, 6 Knöpfe.



Fig. 2.



Fig. 3.

½ Meter Schneiderleinen. Herstellung: Die vorderen Ränder des Vorderteils werden vom oberen bis zum unteren Rand mit einem 15 bis 17 Zentimeter breiten Streifen Steifleinen innen belegt

und mit einem Tuchstreifen bedeckt. Nachdem die Seitennähte o auf o und die Ärmelnähte X auf X zusammengenäht sind, wird der große Reverskragen * auf * angenäht. Beim Reverskragen und den Manschetten wird die Innenseite des Stoffes nach außen bearbeitet, wodurch sich ein zweiter Garnierstoff erübrigt. Sehr schön ist ein grober Stoff mit hellblauer Innenseite, die bei Revers und Manschetten nach außen getragen wird, oder ein blaues Tuch mit grüner Innenseite usw. Der Kragen ist hinten edig geschnitten und mündet in zwei Zipfel. Der Kragen kann aber ebenso gut hinten rund oder spitz geschnitten werden mit einem oder gar keinem Zipfel je nach Geschmack. Der untere Rand des Mantels wird 5 bis 7 Zentimeter breit zu einem Saum umgeschlagen.

Wintermantel für junge Mädchen in Simonoform. (Fig. 2.) Material (bei 85 bis 95 Zentimeter Länge): 2 Meter doppelseitiges Tuch von 1,20 Zentimeter Breite, 1/2 Meter Steifleinen, 2 Knöpfe. Herstellung: Reverskragen, Gürtel und Manschetten sind, wie beim Damenmantel, die innere Stoffseite nach außen zu verarbeiten. Die vorderen Ränder sind ebenfalls mit 15 Zentimeter breiten Steifleinstreifen zu belegen, die mit Tuch zu bedecken sind. Der untere Rand des Mantels ist 8 bis 12 Zentimeter umzufäumen, um bei Bedarf wieder verlängert werden zu können. Die Ärmel können auch lang, bis zum Handknöchel, getragen werden, oder wenn kurz, mit langen weißwollenen Handschuhen, was auch sehr kleidsam und praktisch ist.

Kleid für junge Mädchen (Fig. 3) aus Simonoblaue und einteiligem Rock, besonders als Tanzkleid geeignet. Material: Je nach der Weite und Länge des Rockes 3 1/2 bis 4 1/2 Meter, ca. 100 Zentimeter breiten Stoff. Anfertigung: Die kurze Bluse wird aus einem Stück geschnitten und hinten im Rücken geschlossen. Soll dem Oberstoff ein leichtes Wattefutter eingearbeitet werden, so ist es in gleicher Schnittform zuzuschneiden. Der untere Blusenrand wird schmal umgefäumt. Der bestidete Halsausschnitt und Ärmelrand wird auf der Innenseite mit schmalen Stoff- oder Bandstreifen sauber gemacht. Der ca. 3 Meter weite Rock ist aus geradem etwa 100 Zentimeter langen Bahnen zusammen zu setzen. Er wird am oberen Rand mit oder ohne Köpchen zweimal eingereicht. Rückwärtiger Schlitz 35 Zentimeter lang.

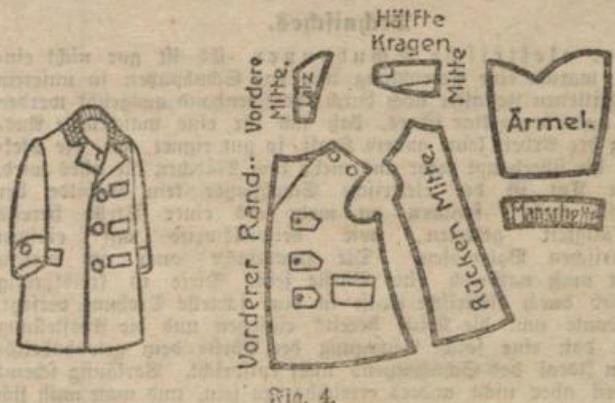


Fig. 4.

Winterpaletot für kleine Knaben oder Mädchen (Fig. 4), bequem aus einem alten Mantel herzustellen. Anfertigung: Der Rücken wird ohne Naht zugeschnitten. Die vorderen Ränder vom Vorderteil werden mit 10 bis 12 Zentimeter breitem Leinen unterlegt, das mit Stoffinnenbesatz zu versehen ist. Dann werden auf dem linken Vorderteil die Batten nach Angabe aufgesteipt. Sie sind aber nicht notwendig und können auch weggelassen werden. Ueber die Taschenanschnitte sind die gefüllten Taschenpatten zu setzen. Den Halsausschnitt umgibt ein Reverskragen aus Samt, der ebenfalls auf Leinen verarbeitet wird und am äußeren Rand auszubeknen ist. Die Batten werden gleichfalls mit Leinen bearbeitet. Ein warm gefüllter Stofflag wird an dem Anschnitt des Mantels untergenäht.

Nähere Auskunft und Schnittmuster durch Lola Haase, Behlendorf-Weß, Hermannstr. 7.

Kieler Sprotten.

Von C. Schenking.

Obgleich die Bedeutung der Sprotte für den menschlichen Gaushalt weit geringer ist als die des Herings, gehört sie doch zu den wichtigsten Fischen der Ost- und Nordsee, deren Küstengewässer sie in reicher Menge bevölkert. Ähnlich dem Hering und mit ihm vergesellschaftet vorkommend, wird die Sprotte vielfach für einen jungen Hering gehalten, mit diesem gefangen und gegangen, nämlich in den Nauchfang, um als „Kieler Sprotte“ in den Handel zu kommen.

Nicht nur zur Laichzeit, sondern auch in anderen Monaten vereinigen sich die Sprotten zu ungeheuren Schwärmen und erscheinen in der Nähe der Küste oder in leichtem Wasser, so im September in der Danziger und im November in der Kieler Bucht, woselbst sie sich im vergangenen Jahre den Zeitungsberichten zufolge auch Ende

Februar einfanden, aber infolge der Marineübungen wieder vertrieben wurden. In diese Zeit fällt dann auch der Fang dieser heringsartigen Fische, das heißt, wenn sie erscheinen, denn, gleich den Sardinenzügen an der Küste der Bretagne waren vor einigen Wintern die reichen Sprottenchwärme an der deutschen Nordseeküste einmal fast gänzlich und im nächsten Jahre überhaupt ausgeblieben, wodurch unter den Fischern der großen, von Stuzhafen aus fahrenden Hochseeflotte der Nordsee viel Not und Elend entstand.

Im Spätherbst, wenn eine leichte Brise über das Wasser dahingeht, so daß die ganze See mit kurzen, krausen Wellen bedeckt ist, haben die Ellerbeder Fischer die meiste Aussicht auf einen guten Sprottenfang, denn bei solchem Wetter pflegen die Sprotten in großen Scharen einherzuziehen, zu „lopen“ (laufen), wie die Fischer sagen, und lassen sich leichter fangen. Ein ganzes Geschwader von Fischerbooten begibt sich dann in die Kieler Bucht. Je zwei und drei der Fahrzeuge bergen das große Fangnetz, das aus dem sogenannten Saal und zwei Flügeln besteht. Die Masten, deren Weite und Zahl sich nach der Größe der zu fangenden Fische richtet, sind am äußersten Ende der Flügel am weitesten, werden dann immer enger und schließlich im Saal, der beide Flügel verbindet, so dicht, daß selbst die kleinsten Fische nicht durchzuschlüpfen vermögen. Auf allen vier Seiten ist das Netz durch eine dickere Samar begrenzt, die einen Rahmen bildet. Die nach oben gefehrte Seite ist mit Korstücken, die nach unten gefehrte mit Steinen versehen. Jene, Flottbölzer genannt, haben den Zweck, das Netz schwimmend zu erhalten, zu tragen; diese sollen es straff spannen und ihm die erforderliche Lage geben. Am Ende jedes Flügels ist ein starkes Querholz befestigt und an diesem ein langes, dickes Tau, das um eine Walze läuft, die im Bote mittels Handspeichen gedreht wird.

Nachdem dieses wertvolle Handwerkszeug (es kostet über 1000 M.) in regelmäßigen Tagen am Vorderboden des Bootes niedergelegt worden ist und der am Steuer befindliche Masten sein Deputat an Brot, Speck und Branntwein bekommen hat, schiebt die aus zwei kräftigen Männern bestehende Besatzung jedes Bootes vom Lande. Die Ruder werden eingelegt und in gleichmäßiger Takte geht es vorwärts in die offene See, deren trübende Wellen unter dem klaren, wolkenlosen Sternenhimmel glitzern und blitzen. Ist die zum „Aussehen“ des Netzes bestimmte Stelle erreicht, so werden die Ruder eingezogen und die Boote liegen jetzt dicht neben einander. Nachdem jedes einen Flügel aufgenommen hat und der mit viel beschwerter Saal langsam ins Wasser gelassen ist, fahren jene in entgegengesetzter Richtung auseinander und entfernen sich so weit voneinander, daß auch die Querhölzer der nun gleichfalls ausgeworfenen Flügel unter Wasser sind. Dann wird die Fahrtrichtung geändert, indem die Boote parallel weiter fahren. Die Walzen beginnen sich zu drehen und das sich abwickelnde Tau sinkt ins Wasser. Endlich sind die Walzen abgelaufen und reichlich hundert Schritte von den Booten entfernt, berührt das angelegte Netz den Grund des Meeres. Nunmehr beginnt das „Ziehen“, indem die Handspeichen der Walzen in entgegengesetzter Richtung gedreht werden. Allmählich nähert sich auf diese Weise das stets gespannt zugehaltene Netz den Booten und sobald diese das Querholz ihres Flügels erreicht haben, legen sie sich wieder dicht nebeneinander, um das Einziehen des Netzes zu beginnen, eine Arbeit, die noch mühsamer ist als das Ziehen selbst. Wegen des aufgefangenen Wassers, des anhaftenden Seefanges und der in die Masten verwickelten Steine kann das große Netz nur stückweise in das Boot gezogen werden; es dauert also eine geraume Zeit, bis der Saal mit seinem Inhalt sichtbar wird.

Quers kommen einzelne Fische zum Vorschein, die sich mit ihren zackigen Rücken und Bauchflossen in den Maschen festzulegen und verteidelt haben. Sie werden ausgelöst und ins Boot geworfen. Je mehr ihrer sind, desto größer ist die Hoffnung auf eine reiche Beute, wie ja auch starke Drahtseileketten gewöhnlich ein entsprechendes Gros hinter sich haben. Und nun das Endresultat! Von Mellentogger Fischern wurden vor einigen Jahren auf einem einzigen Strandgarnzug sechs Bootsladungen Sprotten gefangen, jede zu 100 bis 120 Scheffel. An der britischen Küste sind einmal soviel Sprotten gefangen worden, daß London nur den geringsten Teil bewältigen konnte und Tausende ja Hunderttausende von Scheffeln auf die Aeder geworfen werden mußten. Auch an unseren Küsten, besonders an der Ostseeküste, werden alljährlich viele, bei Eckernförde allein durchschnittlich etwa 16 Millionen Sprotten gefangen. Statt der glitzenden und zappelnden Fische enthält das Netz aber auch manchmal nur eine verworrene Masse grünen und faulenden Seegrases, das nur unnutzige Stecklinge, Seefarne, Muscheln, Polypen und Quallen in seinem Schoße birgt.

Während nach beendeten Fänge die Männer ihre Aufmerksamkeit lediglich dem Netze zuwenden, es durch fleißiges Spülen von Fischschleim, Kies, Seegras und anderem Unrat sorgfältig reinigen und es an einem luftigen, schattigen Orte zum Trocknen aufhängen, bemächtigen sich die Frauen der Beute. Auf ruhiger Ferne sind die Kinder beschäftigt, seine stattgeschälte Weidenstäben durch die Riemen der Fische zu schieben. Sobald an einem Stode etwa 50 Fische hängen, wird er in den Nauchfang des Herdes gebracht, deren gewöhnlich zwei nebeneinander stehen und jeder drei Schichten Stöcke aufnimmt. Auf dem Herd brennt ein niedriges Feuer, dessen Brennmaterial, Eichen- und Erlenspäne, dauernd feucht gehalten wird. Dies geschieht einmal, um die zum Räuchern der Fische nötige Intensität des Rauches zu erzeugen, zum andern der Vorsicht halber.

Wenn sobald die Flamme hell auflodert und gegen die Fische schlägt, steht der ganze Vorrat in Gefahr im Nu zu verbrennen. Das Fett der Fische wirkt wie Öl, und nur den meisten Herden ist es zu verdanken, daß die Fische zu dem Verlust ihrer Beute nicht auch den ihres Häuschens zu beklagen haben.

Die natürliche Farbe der Sprotte ist silberweiß. Wenn der Fisch eine Zeitlang im Nauche gehangen hat, geht sie ins Grünliche über, um schließlich — nach Verlauf von zwei bis drei Stunden — goldgelb zu werden. Frisch aus dem Nauche gefommen sind die Sprotten eine Delikatesse, die vom Kenner mit „Haut und Haar“ angezehrt wird; allenfalls bleibt der tüchtig ausgezogene Kopf zurück. Aber bereits nach etlichen Tagen verlieren die Sprotten ihren feinen Geschmack, werden trocken und hart und die Haut, die ihren goldigen Glanz eingebüßt hat, läßt sich nicht mehr mit Leichtigkeit abziehen. Auch die sofortige sorgfältige Verpackung vermag diese Veränderung nicht aufzuheben. Man kann eigentlich nur an Ort und Stelle diese Delikatesse in ihrer besonderen Güte genießen, meinetwegen in Kiel, das ja ein gut Teil seines Ruhmes der Sprotte verdankt. Da aber alles, was ins Netz geriet, auch mit geräuchert wird, namentlich die jungen Heringe, die lange nicht so wohlwollend sind, verlieren die Kieler Sprotten gewissermaßen an Wert. Man kann aber die beiden Fische leicht an der Bauchseite erkennen, bei der Sprotte ist diese rau und scharf, beim Hering glatt.

Außer der Ostsee bewohnt die gleich dem Hering in zahlreichen Unterarten vorkommende Sprotte die Nordsee bis zu den Lofoten und den Kanal. Auch südlich von Australien ist sie gefangen worden und wird dort wie bei uns geräuchert, wogegen man denselben Fisch in Norwegen einmacht und unter dem Namen „Ardobis“ in den Handel bringt, der wohl zu unterscheiden ist vom echten Ardobis (*Bugraulis eurasicholus*, der wissenschaftliche Name der Sprotte ist *Clupea sprattus*), der einen dunklen Rückenstreif hat. Der Laich, der ausnahmslos im Salzwasser abgelegt wird, nicht wie beim Hering auch im Brackwasser, sinkt nicht zu Boden, sondern treibt nebst zahlreichen abgelaichten Sprotten auf der Oberfläche des Meeres.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Zitaten- und Sentenzenbuch der Weltliteratur. Nach Schlagworten gesammelt und herausgegeben von Richard Zoozmann. Leipzig, Hesse u. Wacker. (Preis geb. 3 M.) Ein treffliches Wort zu rechter Zeit und am rechten Orte angewendet, kann einem Redner gute Dienste leisten und die Wirkung kräftig steigern. Daher werden solche Aussprüche Schlagworte oder auch nach Büchmanns bekanntem Sentenzenbuch „geflügelte“ Worte genannt. Zoozmann gibt nun mehr als Büchmann; nämlich „eine Sammlung von Zitaten, Sentenzen, geflügelten Worten, Aphorismen, Epigrammen, Sprichwörtern und Redensarten, Inschriften an Haus und Gerät, Kinderreimen, Gesundheits-, Wetter- und Bauernregeln, Totentanzversen, Martellu, Grabchriften usw.“ Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Materials ist erstaunlich, da es nach Herkunft und Namen den verschiedenen Zeitaltern und Nationen entstammt. Fast alle Stände, Berufe und Lebensumstände fanden Berücksichtigung, ja selbst die Literatur, Musik und bildenden Künste wurden herangezogen. Eine solche Sammlung hat uns gefehlt, was schon allein durch die Tatsache bewiesen ist, daß die erste Auflage von 10 000 Exemplaren rasch abgesetzt war. Die neue, zweite Auflage präsentiert sich in wesentlich vermehrter und verbesserter Gestalt, ohne daß deswegen der billige Preis erhöht wurde. Man könnte nun freilich einwenden: daß auch diese Sammlung sich nicht allzuweit von ähnlichen Vorgängerinnen entferne; denn auch sie schleppt mancherlei toten oder wenigstens doch überholten Ballast mit. Wir erfahren viel zu wenig vom neuzeitlichen Dichten und Denken. Eine Sentenzenammlung in diesem Sinne wird also noch erst zu erwarten sein. Wenn auch gute Anlässe bei Zoozmann vorhanden sind, so offenbart die Auswahl des Materials doch eine gewisse Befangenheit der Anschauungen gegenüber dem wichtigsten Faktor unserer Zeit: der sozialen Entwicklung. Während der Herausgeber einige untergeordnete Autoren mit ihren teils abgeschmackten, teils spießbürgerlichen und rasch vergänglichen Weisheitsmünzen geradezu aufdringlich herangezogen hat, enthält das ganze Buch auch nicht einen Antonomasie aus der sozialen, geschweige sozialistischen Gedankensphäre. Was soll es, wenn z. B. in der Rubrik „Arbeit, Arbeiter, arbeiten“ der lächerliche Ausspruch des weiland preussischen Hof- und Hofmannes Stöcker gebracht wird: „Die wahren Arbeiter sind monarchisch durch und durch bis in das Herz, bis zum letzten Knochen“? Oder wenn die „Frauenfrage“ einfach mit der arroganten Phrase eines gewissen Karl Hejzlein: „Die Frauenfrage ist eine Männerfrage und heißt: Wo ist Er? Obst jeder Frau einen Mann, und sie hört auf, Frauenrechtlerin zu sein!“ abgetan wird. Ueber den Sozialismus, der mit dem Schlagwort Fortschritt verwechselt ist, lesen wir Bismarcks Witz vom „Fortschritt“ als „Vorfrucht des Sozialismus“ und Heinrich Heines Wort: „Ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt.“ Hingegen sind die Sozialdemokraten „Barbaren des Mitleids“ sagt der Bohémédichter Peter Hille.

Vom Zensor sagt Restroy in seiner 1848 in Wien verbotenen Poffe „Die Freiheit in Krähwinkel“: „Ein Zensor ist ein menschgewordener Bleistift oder ein Bleistift gewordener Mensch, ein fleischgewordener Strich über die Erzeugnisse des Geistes, ein Krotobil, das an den Ufern des Ideenstroms lagert und den darin schwimmenden Literaten die Köpfe abbeißt.“
e. k.

Geographisches.

Ein Meer, das verschwindet. Der in den deutsch-französischen Kongoverhandlungen vielgenannte Tjadsee hat bereits seit langer Jahren durch einen merkwürdigen Umstand die Bläse der Forschungsreisenden und Gelehrten auf sich gelenkt. Dieser riesige See, den die Eingeborenen „das Meer“ nennen und der bei Weststürmen tatsächlich den Eindruck des Ozeans erweckt, wird im kommenden Jahrhundert schwerlich etwas anderes sein, als ein ungeheurer Sumpf. Der Kapitän Lillo, Mitglied der französisch-englischen Grenzbestimmungs-Kommission im Niger-Ladgebiet, hat bereits vor fünf Jahren einen Bericht darüber erstattet, daß Gestalt und Aussehen des Sees sich außerordentlich verändert haben. Die angestellten Messungen ergaben, daß das Wassergebiet des Tjadees während der letzten 50 Jahre um etwa eine Million Hektar zurückgegangen ist. Die seinerzeit von den Forschungsreisenden Paris und Nachtigal aufgenommenen Grenzen erlaubten diese ziemlich genaue Feststellung. Als Ursachen der merkwürdigen Erscheinung werden von den Forschern angeführt: die Wanderungen der mächtigen, der östlichen Wüste angehörenden Sanddünen, die vermehrte (wahrscheinlich infolge von tektonischen Verschiebungen erfolgte) Aufsammlung der Gewässer in die Bodenschale des Sees, und die außerordentlich reiche Sumpfbvegetation am Ufergelände. Diese verursacht infolge der starken Vermoderung der Pflanzen bei der Tropenhitze eine rapid fortschreitende Verschlammung im Ufergebiet, von deren Schnelligkeit man sich in unjener Breiten kaum einen Begriff machen kann. Große Teile des Sees, die noch vor 20 Jahren schiffbar waren, speziell einige weit ausladende Arme und etliche, durch sämtliche Kanäle mit dem Hauptsee verbundene Seitenbächen, sind bereits unzugänglich geworden. Wie ein Bericht hervorhebt, der auf Grund von Mitteilungen der Grenzkommission abgefaßt ist, dürfte kaum noch ein Zweifel darüber bestehen, daß der Tjadee im 21. Jahrhundert von der afrikanischen Karte verschwunden sein wird.

Technisches.

Der elektrische Schuhputzer. Es ist gar nicht einzusehen, warum eine Vorrichtung wie das Schuhputzen in unserem vorgezeichneten Zeitalter noch durch Menschenhand ausgeübt werden mußte, und ebenso klar ist es, daß sich für eine maschinelle Ausführung der Arbeit keine andere Kraft so gut eignet wie die Elektrizität, die überhaupt mehr und mehr zum Maßstab für alles wird. In der Tat ist der elektrische Schuhputzer kein Gebilde der Phantastik mehr, sondern an mehr als einer Stelle bereits in Tätigkeit getreten, wie beispielsweise auf einigen schweizerischen Bahnhöfen. Die Hauptsache auch an diesem Apparat muß natürlich eine Bürste sein. Diese ist kreisförmig und wird durch elektrische Kraft in eine schnelle Drehung versetzt. Hier könnte nun die Kritik bereits einjagen und die Ausstellung machen, daß eine solche Bewegung der Bürste dem gewohnheitsmäßigen Ideal des Schuhputzens nicht entspricht. Vorläufig scheint der Zweck aber nicht anders erreichbar zu sein, und man muß sich begnügen, für einen Nickel, den man in den Apparat hineinwirft, als ob man eine Tafel Schokolade daraus hervorziehen wollte, seine Schuhe überhaupt gereinigt zu bekommen. Auch muß man sich bescheiden, daß man sich zu diesem Zweck nicht in einen bequemen Stuhl setzen kann, sondern sitzen bleiben und außerdem auch eine gewisse Aufmerksamkeit darauf verwenden muß. Der Mechanismus ist übrigens recht sinnreich und sorgt für die Erfüllung einer ganzen Reihe von Aufgaben. Erst werden die Schuhe vom Schmutz gesäubert und dann noch richtig gewischt. Dazu muß der Benutzer auf einen besonderen Knopf drücken, der die Vorüberführung der Bürste an einer Schuhputzmasse bewirkt, ehe sie von neuem bürstet. Schließlich hat der Erfinder auch daran gedacht, daß die Bürste nach einmaligem Gebrauch selbst wieder gesäubert wird. Dies geschieht dadurch, daß sie durch einen warmen Luftstrom getrocknet und dann sorgfältig durchgeschüttelt wird.

Der Luftpumpautomat. Auf den verkehrsreicheren Landstraßen Englands kann man seit kurzem in regelmäßigen Abständen an den Telegraphenstangen, an den Zäunen oder auf dem Marktplatz der Landflecken einen eigenartigen kleinen Apparat sehen, einen Stahlkasten, der vorn eine Drehkurbel ausweist und bei vorübergehenden Kindern vielleicht den Gedanken an eine Drehorgel erwecken läßt. Der rätselhafte Automat ist jedoch eine neue sehr praktische Erfindung: ein Luftpumpautomat, den jeder Automobilist oder Radfahrer nach Einwurf eines Geldstückes dazu benutzen kann, um mit geringer Mühe seine Gummireifen aufzupumpen. Der Apparat läuft unten in eine Nohrmündung aus, über deren sich verjüngende Spitze bequem ein Luftschlauch gezogen werden kann. Durch Drehung der Kurbel ist dann ein Automobilreifen in kurzer Zeit aufgepumpt. Der Erfinder dieser neuen automatischen Luftpumpe hat mit Hilfe kapitalträchtiger Unternehmer bereits in vielen Dörfern und auf vielen Landstraßen Englands diesen Luftpumpautomaten angebracht, den jedermann bei Bedarf benutzen kann.